

Nils Schuhmacher

Ablehnungen.

Diskriminierungen.

Diskriminierungserfahrungen.

Konstellationen, Grundierungen und
Ansatzpunkte pädagogischen Handelns¹

*„...das ist so ein Bild, das man irgendwie hat.
Und irgendwie, die bestätigen das Bild [...]
auch noch.“*

Das kurze Zitat stammt aus einer qualitativen Studie, die zwischen 2009 und 2014 an der Hochschule Esslingen entstanden ist (siehe zu den Befunden Möller/Grote/Nolde/Schuhmacher 2016a; kurz dies. 2016b). Die Erhebung ging der Frage nach, unter welchen Bedingungen bei Jugendlichen (mit und ohne eigene oder familiäre Migrationsgeschichte) pauschalisierende Ablehnungshaltungen und entsprechende Aktivitäten und Bereitschaften dazu entstehen. Darüber hinaus interessierte, unter welchen Bedingungen ggf. auch wieder Distanzierungen von solchen Haltungen erfolgen. Zu diesem Zweck wurden 43 Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren jeweils zweimal in einem Abstand von ein bis einhalb Jahren zu ihren Alltags- und Konflikterfahrungen sowie zu ihren Sichtweisen auf andere und eigene Gruppen, Gruppierungen, Lebensstile und -praxen interviewt. Die Jugendlichen stammten aus verschiedenen und verschieden großen Sozialräumen in Ost und West und waren hälftig männlich und weiblich. Ein Teil von ihnen hatte einen sog. ‚Migrationshintergrund‘², ein anderer Teil nicht. Die Jugend-

¹Erweiterte schriftliche Fassung des gleichnamigen Vortrags, gehalten auf der Tagung „Radikalisierung im Blick“ am 30.3.2017 in Hannover.

²Während sich ein Teil der Befragten diesbezüglich eindeutig verortete – entweder als Deutsche/r oder als Angehörige/r einer anderen Nationalität –, bezog sich mehr als die Hälfte auf zwei oder mehr nationo-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten, was, von einem Fall abgesehen, stets auch die deutsche Zugehörig-

lichen ordneten sich unterschiedlichen Religionen (oder keiner), darin auch verschiedenen Richtungen zu und beschrieben sich zudem auch als unterschiedlich religiös.³ Sie gingen zum Zeitpunkt der ersten Interviews noch zur Schule. Vertreten waren im Sample alle Schultypen, wobei Haupt- und Realschüler_innen stärker repräsentiert waren.

Die Kontakte zu den Interviewpartner_innen entstanden vornehmlich, aber nicht ausschließlich über pädagogische Fachkräfte (Sozialarbeiter_innen, Lehrer_innen) und Organisationen (wie Sportvereine, pädagogische Projekte). Aufgenommen in das Sample wurde, wer in mindestens einer Facette von Ablehnungshaltungen eine deutliche Ausprägung aufwies.⁴

Wie erwähnt handelte es sich um eine qualitative Studie. Qualitative Forschung geht – bildlich gesprochen – stärker in die Tiefe als in die Breite. Sie befasst sich in diesem Sinne weniger mit quantitativen Verbreitungen bestimmter Einstellungsaspekte (in einer klar bestimmbareren Untersuchungseinheit) als mit spezifischen Begründungs- und Entstehungszusammenhängen und

keit beinhaltete – in manchen Fällen unabhängig davon, ob tatsächlich eine deutsche Staatsbürgerschaft vorlag. In den Interviews wurde deutlich, dass die multiplen nationalen Identitätsbezüge der Jugendlichen oft im Kontrast stehen zu den von außen erfolgenden oder situativ auch selbst vorgenommenen Vereindeutigungen.

³Erwähnenswert ist, dass sich aus den Selbstbeschreibungen und den allgemeinen Angaben zum Grad der Religiosität keine Rückschlüsse auf das Maß ziehen lassen, in dem religiösen Praxen im Alltag tatsächlich gelebt werden. Konkrete Schilderungen wiesen vor allem auf einen lockeren Umgang mit religiösen Geboten und Verhaltensvorschriften hin.

⁴Wie stark hier Einschätzungen von Fachkräften abweichen können von Selbstpositionierungen der Jugendlichen, zeigt sich auch daran, dass mit 47 Fällen mehr als die Hälfte der Interviewten keinen Eingang in das Sample fand. Bei einem Teil von ihnen kann allerdings auch festgestellt oder angenommen werden, dass sie Desinteresse zeigten, über diese Themen zu sprechen und ihr Antwortverhalten taktisch und im Sinne ‚sozialer Erwünschtheit‘ gestalteten.

Entwicklungsverläufen von Orientierungen und Verhalten.

Da eine solche Forschung mit kleinen Fallzahlen operiert, können ihre Ergebnisse nicht in einer mit quantifizierender Forschung vergleichbaren Weise generalisiert und als repräsentativ behandelt werden. Ihnen kommt stattdessen mit Blick auf das gebildete Sample der Charakter einer exemplarischen Verallgemeinerung zu. Gleichzeitig können ihre Befunde in Bezug zu Ergebnissen quantifizierender Forschung gesetzt werden; natürlich nur, sofern diese vorliegen (siehe zu entsprechenden Teilbefunden im thematischen Kontext etwa Mansel/Spaiser 2013).

Die folgende Darstellung liefert zunächst einen Überblick über die von uns als relevant identifizierten Felder von Ablehnungshaltungen bei Jugendlichen und nimmt eine Sortierung vor. In einem zweiten Schritt werden ausgewählte Ergebnisse präsentiert. An ihnen wird erstens die Entstehungslogik und Mehrdimensionalität, aber auch die Kontextbezogenheit, Beweglichkeit und Gebrochenheit von Abwertungen und Ablehnungshaltungen bei Jugendlichen deutlich. Zweitens geben die Befunde Hinweise auf mögliche Zusammenhänge zwischen Diskriminierungserleben und eigener Ablehnung und Diskriminierungsbereitschaft.⁵

Damit bewegt sich die Studie in großen Teilen unterhalb der Beschreibung und Analyse von ‚Radikalisierungsprozessen‘. Sie erfasst aber ein mögliches – aus Meinungen, Konflikten und Erfahrungen zusammengesetztes – soziales und mentales ‚Vorfeld‘ und liefert so auch Hinweise zur Belastbarkeit von Einschätzungen zur Bedeutung von Diskriminierungserfahrungen für solche Prozesse.

⁵ Die Rede ist hier allein von *negativen Diskriminierungen* und nicht von Bevorzugungen, die als positive Diskriminierung gefasst werden können (vgl. zu dieser Unterscheidung Scherr 2010).

Felder von Ablehnungskonstruktionen

Anders als die Forschung zu ‚Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit‘ (siehe Heitmeyer 2002-2012) machen unsere Ergebnisse deutlich, dass nicht eine „Ideologie“ bzw. eine festgefügte Einstellung das verbindende Element einzelner Ablehnungshaltungen darstellt, sondern es sind *Repräsentationen von Ungleichheit*. Solche Repräsentationen treten zum einen auf im Diskursraum, wo sie auch von Jugendlichen als Deutungsangebote aufgegriffen werden können. Sie sind zum anderen als bereits subjektiv vorhandene Muster von Verarbeitungen, Strukturierungen und Filterungen eigener sozialisatorischer Erfahrungen zu verstehen. Repräsentationen besitzen mit anderen Worten eine äußere und eine innere Dimension. Dies ist ein für die pädagogische Praxis zentraler Punkt: denn mitnichten geht es für sie allein darum, Jugendliche vor ‚gefährlichen‘ Einflüssen und Angeboten zu schützen. Sie muss gleichzeitig in Rechnung stellen, dass die Hinwendung zu solchen (Deutungs-)Angeboten vor dem Hintergrund bestimmter Erfahrungen und zur Verfügung stehender Ressourcen der Erfahrungsverarbeitung für die Jugendlichen subjektiv Sinn ergibt.

Die Spezifik der hier interessierenden Ablehnungshaltungen besteht in drei Punkten: Erstens ist ihr zentrales Merkmal *Pauschalisierung*. Abgelehnt werden nicht einzelne Personen (wie etwa beim Mobbing) und auch nicht allein konkrete Gruppen, mit denen es im Alltag Konflikte gibt. Im Fokus stehen vielmehr in generalisierender Weise Personen, Gruppierungen und Weltbilder, die bestimmte Lebensstile, -entwürfe und Weltanschauungen symbolisieren. Damit beruhen solche Ablehnungshaltungen zweitens auf *Konstruktionen ‚des Anderen‘*. Sie sind also das Ergebnis eines Erzeugungsvorgangs durch die Ablehnenden, dessen Fundament Repräsentationen von Ungleichheit sind, auf die man sich positiv bezieht. Drittens verweisen diese Kon-

struktionen nicht einfach nur auf die Trennung zwischen dem Eigenen und dem Fremden bzw. Anderen, sondern sind mit der eigenen Aufwertung und der *Abwertung der Anderen* verbunden.

Nimmt man, anders als die GMF-Forschung, auch jugendtypische Muster der Gemeinschaftsbildung in den Blick, so lassen sich Pauschalisierende Ablehnungskonstruktionen (PAKOs) – so lautet der von uns verwendete Begriff – mit den Ergebnissen der Studie sechs Feldern zuordnen, die miteinander verbunden sein können, aber nicht zwingend sein müssen und deren Verbindung auch nicht auf die immerselbe Weise erfolgt. Wir unterscheiden:

1. *Herkunfts- und migrationsbezogene Ablehnungshaltungen* als Ablehnungen, die sich an natio-ethno-kulturellen Zuordnungen festmachen;
2. *antimuslimische Haltungen* als Ablehnungen, die sich am Typus der Muslime, vor allem aber an ‚dem Islam‘ als Bild, als vermeintliche Lebensart und als kulturelles Muster festmachen;
3. *antisemitische Haltungen*, die sich an der Figur ‚des Juden‘ und an vermeintlichen Wesenheiten ‚der Juden‘ festmachen, dabei auch Bezüge zu verschwörungstheoretischen Sichtweisen besitzen können;
4. *Ablehnungshaltungen im Kontext der hegemonialen Geschlechterordnung* als Oberbegriff für Heterosexismus gegen Schwule (und Lesben), für Ablehnungen von Rollenabweichungen, für klassischen Sexismus, aber auch für Ablehnungshaltungen gegenüber ‚archaischen Männlichkeiten‘;
5. *Ablehnungen gegenüber gesellschaftlichem ‚underperforming‘* als Ablehnung von oder Distanz gegenüber Menschen mit Behinderungen, als leistungsbezogene Ablehnung von ‚Losern‘, als Ablehnung von Obdachlosen, ‚Junkies‘ und anderen als soziale Randgruppen aufgefassten Kreisen;

6. *stilbezogene und territorialisierende Ablehnungshaltungen* als Ablehnungen, die im Zusammenhang stehen mit Gruppenseinsetzungen, territorialen Kämpfen und jugendkulturell begründeten Abgrenzungen.

Bereits hier schon deutet sich an, dass nicht alle der genannten Adressierungen von Ablehnung für sich genommen in das Raster von ‚GMF‘ passen. Sie sind für sich allein stehend auch nicht per se als Ausdruck pauschalisierender Ablehnung aufzufassen. Ihren Charakter und ihre Wirkkraft entfalten sie immer erst im *Zusammenspiel*. Dabei wird deutlich:

- das Niveau der einzelnen Ablehnungshaltungen ist nicht immer dasselbe;
- die Ausgangspunkte, Begründungszusammenhänge und Kombinationen von Ablehnungshaltungen variieren;
- die Mobilisierung von Ablehnungshaltungen folgt in hohem Maße situativen Dynamiken;
- es lassen sich nur sehr eingeschränkt direkte Zusammenhänge zwischen Diskriminierungserfahrungen und damit begründeten Ablehnungshaltungen und eigenen Diskriminierungsbereitschaften erkennen.

Die damit entstehende Komplexität soll im Folgenden entlang der einzelnen Facetten illustriert werden.

Typiken von Ablehnungshaltungen

1. „*Benehmen sich Scheiße*“ ... „*denken, sie sind was Besseres*“ ... „*bleiben unter sich*“.

In diesen Kurz-Zitaten kommen typische Begründungsaspekte *natio-ethno-kultureller Ablehnungshaltungen* zum Ausdruck. In der Studie fällt zunächst einmal auf, dass es sich dabei um Sichtweisen handelt, die vor allem gegenüber Jugendlichen mit ‚Migrationshintergrund‘ geäußert werden, sei

es von Deutschen ohne, sei es von anderen Jugendlichen mit ‚Migrationshintergrund‘. Dabei stehen bestimmte Jugendliche stärker im Vordergrund als andere. Zum einen sind dies solche, die als „Türken“ identifiziert oder bezeichnet werden, zum anderen – wo ‚Stress suchendes‘ oder gewalttätiges Verhalten in den Vordergrund rückt – ist es die Teilgruppe der männlichen Jugendlichen. Die Eindeutigkeit dieses Bildes wird allerdings durch verschiedene Aspekte auch wieder relativiert: zum einen ist festzustellen, dass die Peer Groups der Jugendlichen oft in sehr viel geringerem Maße natio-ethno-kulturell homogen sind als es die Rigidität der Aussagen nahelegt. Pointiert ausgedrückt richtet sich der Befund von Homogenität oft vor allem als Vorwurf gegen die anderen. Im Gesamtbild der Studie zeigt sich gleichzeitig: es gibt Cliques, die mehrheitlich aus Jugendlichen ohne ‚Migrationshintergründen‘ bestehen, es gibt Cliques, die aus Jugendlichen mit unterschiedlichsten ‚Migrationshintergründen‘ bestehen (in denen erstere aber eine Minderheit darstellen), es gibt schließlich Cliques (insb. von sog. ‚Aussiedler‘-Jugendlichen), die sich natio-ethno-kulturell eindeutig beschreiben, etwa als „Russen“, diesem Etikett aber gar nicht entsprechen. Zum anderen folgt natio-ethno-kulturelle Vereindeutigung situativen Dynamiken und Anlässen. Entsprechende Ablehnungen sind in hohem Maße alltagseingelagert, sie verweisen – sieht man vom Osten Deutschlands ab – auch weniger auf alltagsweltliche Distanz, sondern meist auf Nähe und Umgang miteinander (im Sozialraum, in der Schule). Sie sind damit zumeist das Ergebnis der Generalisierung von Negativerfahrungen mit konkreten Personen und Gruppen. Gleichzeitig erlauben Nähe und Umgang aber eben auch, ‚Ausnahmen‘ zu machen und zu Differenzierungen zu kommen.

Diskriminierungserleben kann in diesem Zusammenhang eine bedeutsame Rolle als Legitimationsfolie von Ablehnung zukommen. Dies gilt allerdings in besonderem

Maße für Jugendliche, die als ‚autochthone‘ Deutsche oder als ‚Aussiedler‘ auf starke Einschränkungen ihrer als selbstverständlich erachteten Geltungsansprüche und Alltagsgestaltung v.a. durch (männliche) ‚Türken‘ verweisen, die aus ihrer Sicht im schulischen Kontext und auf der Straße (zu) dominant auftreten, größeren Zusammenhalt zeigen, dadurch durchsetzungstärker sind. Bei den derart Beschriebenen tut sich indes ein etwas anderes Bild auf. Zum einen berichten sie, und hier auch weibliche Jugendliche, von Erfahrungen der Diskriminierung und Nichtanerkennung, die sie sich mit ihrem ‚Migrationshintergrund‘ erklären. Zum anderen resultieren daraus zumeist aber mehr allgemeine *Fremdheitsempfindungen und Distanziertheiten* als pauschalisierende Ablehnungen von ‚Deutschen‘. Genaugenommen konzentriert sich die Ablehnung auf Einstellungsträger sowie auf Institutionen und ihre Vertreter (v.a. Polizei und Lehrer). Gleichwohl trägt deren Markierung als „Nazis“ oder „Rassisten“ in Teilen ebenfalls pauschalisierende Züge, zumal entsprechende Haltungen nie in der Eigengruppe verortet werden, sondern vor allem in den Reihen der ‚Mehrheitsgesellschaft‘. Es zeigt sich bei diesen Jugendlichen zudem, dass Ablehnungshaltungen nicht nur in der Matrix von Mehrheit und Minderheit angesiedelt sind, sondern sich auch zwischen Minderheiten entfalten. In vielen Fällen liegen bei Jugendlichen mit familiären Migrationshintergeschichten die Bezugspunkte von Ablehnung in entsprechenden Konflikten in anderen Ländern, zu denen zumindest keine enge alltagsweltliche Bindung besteht, auf die sich aufgrund familiärer Bezüge aber berufen wird. ‚Deutsche‘ und die deutsche Gesellschaft, so ein erster Eindruck, stellen hier nur eine Kulisse dar. Es zeigt sich allerdings, dass die Betonung derartiger Konfliktlinien und der Bezug auf familiäre Tradierungen auch damit zusammenhängt, dass sich die Jugendlichen seitens der gesellschaftlichen Institutionen nicht genügend in ihren spezifischen Problemlagen und Statusproblemen anerkannt

fühlen und mit derartigen identifikativen Bezügen besondere Geltung zu verschaffen versuchen.

2. „gehören nicht hierher“ ... „halten uns für dreckig“ ... „bauen überall Moschees hin“

In Teilen eng verbunden mit der Ablehnung von ‚Türken‘ und „Südländern“, letztlich aber eigenen Logiken folgend und sehr viel abstrakter angelegt sind *antimuslimische Haltungen*. Zunächst einmal wird deutlich, dass entsprechende Haltungen gerade nicht mit einschlägigen Konflikt- und Kontakterfahrungen zusammenhängen. Zumindest ist kaum von *bewussten* Kontakten zu Muslimen die Rede, es existiert auch nur ein allenfalls fragmentarisches Wissen über ‚den Islam‘ und es wird gar nicht zwischen verschiedenen Richtungen und Auslegungen differenziert. Insofern erstaunt es zum einen nicht, dass diffuse Ängste, starke Ablehnung und bloße Distanziertheiten stets in Kombination auftreten, die Qualität der Orientierung somit kaum erfasst werden kann. Zum anderen zeigt sich, dass sich die Konstruktionslogik der Ablehnung im Vergleich zu natio-ethno-kulturellen Ablehnungen umdreht. Wo bei ersterer vom Einzelfall auf das Kollektiv geschlossen wird, wird hier ein Kollektiv ‚der Muslime‘ konstruiert und dieses Bild auf bestimmte, im Alltag identifizierbare Gruppen (wiederum v.a. ‚die Türken‘ und solche, die dafür gehalten werden) übertragen, was umso mehr der Fall ist, wenn gesellschaftliche Diskurse über ‚den Islam‘ aufgegriffen und verarbeitet werden. Entscheidend bleibt aber, dass die Ablehnung zwar auf religiöse Zugehörigkeit verweist, Religion aber nur eine Chiffre darstellt. In diesem Sinne vermengen sich in antimuslimischen Haltungen religionspezifische Aspekte (Glauben und Glaubensauslegung) und religionsunspezifische Aspekte (kulturelle, soziale und nationale Zugehörigkeiten und Traditionen). Das mit dem ‚Islam‘ verbundene Bild der ‚Überfremdung‘ erhält seine Be-

drohlichkeit daraus, dass die Religion mit bestimmten sozialen Praxen und Werten (‚Archaik‘, männliche Dominanz, weibliche Unterordnung) in Verbindung gebracht wird. Zur Typik dieser Haltung gehört dabei, dass die Praxen innerhalb der ‚Eigengruppe‘ als ganz anders dargestellt werden – unabhängig davon, ob sie dies tatsächlich sind. Antimuslimische Haltungen folgen damit in vielen Fällen auch der Logik der Projektion von Negativerfahrungen im sozialen Umfeld auf ‚die Anderen‘. Etwas anders stellt sich das Bild dar bei Jugendlichen, die sich selbst (formal) als Muslime bezeichnen. Auf der einen Seite sind diese Jugendlichen nicht besonders religiös. Auf der anderen Seite zeigt sich in einigen Fällen aber, dass Diskriminierungserleben dennoch eine religiöse Aufladung erfahren kann. Anders als bei natio-ethno-kulturell gedeutetem Diskriminierungserleben treten dabei individuelle Erfahrungen in den Hintergrund. Nach vorne rückt ein fraternales Diskriminierungserleben, dass sich auf das globale Kollektiv ‚der Muslime‘ bezieht. Diese spezifische, und religiös konnotierte Ausweitung erklärt sich nicht aus einer besonderen Religiosität dieser Jugendlichen. Näher liegt die Annahme, dass mit solchen Bezügen zunächst einmal der Versuch unternommen wird, die schon erwähnten eigenen Geltungsansprüche besonders sichtbar zu machen und zu universalisieren, was aufgrund familialer Hintergründe durch entsprechende Großgruppenbezüge möglich erscheint.

3. „Ausländer“ ... „Opfer“ ... „brutal“

Anders als in den beiden genannten Feldern von Ablehnungskonstruktionen treten bei *antisemitischen Haltungen* konkrete Erfahrungen gänzlich in den Hintergrund. Nach vorne rücken abstrakte Eigengruppenbezüge, damit verbundene Tradierungen sowie in anderen Fällen unreflektierte Wiedergaben eines v.a. in Peer-Zusammenhängen vorkommenden Alltagsjargons.

Schon aus dieser Gemengelage erklärt sich die Mehrschichtigkeit und kaum vorhandene Kohärenz dieser Haltung, die das vermeintliche Verhalten von Juden genauso erfassen kann wie das Vorgehen Israels im Konflikt mit den Palästinensern oder angebliche jüdische Eigenheiten. Auffällig ist hierbei, dass Jugendliche ohne ‚Migrationshintergrund‘ ihr (fragmentarisches) Wissen hauptsächlich aus dem Geschichtsunterricht beziehen, Juden damit vor allem als Opfer oder als ‚Ausländer‘ wahrnehmen, darüber hinaus kaum thematische Anknüpfungspunkte zur eigenen Lebensrealität sehen. Daraus mag erklärbar werden, dass gegenüber Ablehnungen stereotype Wahrnehmungen und Desinteresse überwiegen. Deutlich anders verhält sich dies zum einen bei rechtsextrem orientierten Jugendlichen, bei denen Antisemitismus zur politischen Programmatik gehört, zum anderen bei Jugendlichen mit ‚Migrationshintergrund‘ aus muslimischen Sozialisationskontexten. Auffällig bei diesen ist, dass nicht alle, sondern insbesondere männliche Jugendliche explizite Ablehnung formulieren, noch genauer: männliche Jugendliche, die sich in Peer-Kontexten bewegen, die von Gewalt geprägt sind. Die Konstruktionslogik dieser Ablehnung besitzt mehrere Bezugspunkte: Zum Ersten verschränken sich in ihr territoriale, familiäre und in letzter Instanz auch religionsbezogene Aspekte, wobei der Nahostkonflikt die zentrale Betrachtungs- und Deutungsfolie darstellt. Zum Zweiten werden dadurch Bezüge zur Annahme einer globalen Benachteiligung von Muslimen hergestellt. Deutlich wird, dass auch in diesem Themenfeld der Aspekt der Geltungsansprüche zum Tragen kommt, hier aber stärker Züge einer Geltungskonkurrenz trägt. Juden firmieren in diesem Sinne als eine hierzulande gesellschaftlich bekannte und in diesem Status auch anerkannte ‚Opfergruppe‘, mit der um Anerkennung konkurriert werden muss und denen von den Jugendlichen zugleich vorgeworfen wird, selber zu Tätern zu werden. Offensichtlich ist, dass die Jugendlichen

einen Teil ihres antisemitisch konnotierten, zum Teil offen antisemitischen Deutungsrahmens aus ihren Familien (und Medien) beziehen. Dies gilt auch für die Verbindung mit verschwörungstheoretischen Annahmen, durch die der Bogen von Israel, über ‚die Juden‘ bis zur westlichen Welt geschlagen wird, die für die Stigmatisierung ‚der Muslime‘ verantwortlich zeichne. Schließlich kommen bei diesen wie auch bei weiteren Jugendlichen antisemitische Haltungen auch alltagssemantisch zum Ausdruck. Der Gebrauch bestimmter Worte, wie „Du Jude“ im Sinne der Herabwürdigung fügt dem ganzen eine weitere Logik hinzu. Die mit dem Begriff ‚Jude‘ verbundene Opfersemantik kalkuliert ebenfalls das Wissen um die historische Verfolgung ein und erlaubt also (Verweise auf) größtmögliche Herabwürdigung. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass der Gebrauch entsprechender Beschimpfungsfloskeln in nicht geringem Maße Ausdruck einer konformistischen Anpassung an die jeweilige Gruppe ist und damit von intentionalen antisemitischen Ablehnungskonstruktionen unterschieden werden muss.

4. „Schwuchteln“ ... „Schlampen“ ... „Schlägertypen“

Mit *Ablehnungen im Kontext der hegemonialen Geschlechterordnung* wird ein vergleichsweise großes und heterogenes Feld von Ablehnungshaltungen eröffnet. Ablehnungen und Diskriminierungen betreffen hier verschiedene Personenkreise und Verhaltensweisen. Es lassen sich zudem auch sehr unterschiedliche Grade der Alltagseinklassierung feststellen. Allgemein können hier drei große Linien unterschieden werden. Zum Ersten zeigt sich eine starke Verbreitung von Heterosexismus, dies aber nicht bei allen Jugendlichen und auch nicht gegen alle Formen nicht-heteronormativer Sexualität gleichermaßen gerichtet. In besonders aggressiver Weise richtet sich Ablehnung gegen männliche Homosexualität

und gegen Schwule. Vehementer als die weiblichen positionieren sich in dieser Weise männliche Jugendliche. Männliche Homosexualität ist in diesem Sinne als besondere Bedrohung der eigenen Vorstellungen idealer Männlichkeit markiert. Wie diese ideale Männlichkeit konzipiert ist, zeigt sich etwa auch daran, dass es sich bei den entsprechenden Jugendlichen um solche handelt, dies vergleichsweise stark in gewaltgeprägte Peer-Kontexte integriert sind. In Bezug auf weibliche Homosexualität greift hingegen eher der Mechanismus sexistischer Objektivierung, kurz gesagt die Vorstellung, dass weibliche Sexualität vor allem männlicher Luststeigerung dient.

In der Begründung solcher Ablehnungen wird sowohl auf Aspekte persönlichen Unbehagens („Ekel“) als in Teilen auch auf Essentialisierungen zurückgegriffen („gegen die Natur“). Insbesondere im zweiten Fall zeigt sich erneut, dass familiären Präzungen und Tradierungen (und Erwartungshaltungen) eine maßgebliche strukturierende Rolle zukommt. Gleichzeitig wird deutlich, dass aus solchen Haltungen, auch aufgrund der weitgehenden Unsichtbarkeit entsprechender Orientierungen in der Lebenswelt der Jugendlichen, Postulate der Distanziertheit und diskriminierende Jargons erwachsen, allerdings keine gewalttätigen und konkret ausgrenzenden Verhaltensweisen. Anders verhält es sich bei Formen von klassischem Sexismus und patriarchaler Kontrolle gegenüber Frauen und Mädchen. Für sich genommen stehen hier nicht Ablehnungshaltungen im Vordergrund (Jungen lehnen Mädchen nicht ab), sondern soziale Praxen, mit denen Jungen ihren Anspruch auf Dominanz abzusichern versuchen. An diesem Punkt wird, auf der Kehrseite des Verhältnisses, auch das hohe Maß an Diskriminierungserfahrungen deutlich, dem Mädchen im Alltag ausgesetzt sind. Dies führt zu einer weiteren Facette von Ablehnungskonstruktionen in diesem Feld, über die Verbindungen zu den beiden erstgenannten Feldern hergestellt werden. In manchen Fällen wird von weiblichen Ju-

gendlichen im Rückgriff auf ein modernisiertes Modell hegemonialer Männlichkeit die Ablehnung körperbetonter, und damit als ‚archaisch‘ wahrgenommener Männlichkeitspraxen ausgedrückt. Während bestimmte – verbale, ‚intellektuelle‘, weiche – Formen der Durchsetzung männlicher Geltungsmacht als mehr oder weniger akzeptabel erachtet werden, wird ein mit Dominanz und Gewalt assoziiertes Auftreten geächtet. Der entscheidende Punkt dabei ist, dass diese Ächtung in manchen Fällen mit starken Externalisierungen einhergeht. Entsprechende Verhaltensweisen werden vor allem in Fremdgruppen lokalisiert, während sie bei der Eigengruppe neutralisiert werden und sie werden mit natio-ethno-kulturellen oder religiösen Eigenheiten ‚der Anderen‘ erklärt.

5. „Loser“ ... „Junkies“ ... „Sozialschmarotzer“ ... „Spastis“

Das Feld von *Ablehnungen gegenüber gesellschaftlichem ‚underperforming‘* erweist sich ebenfalls als komplex, sowohl in Bezug auf die Adressierungen als auch hinsichtlich der Begründungen. Dabei ist als erstes hervorzuheben, dass entsprechende Haltungen zumeist nicht auf der Ebene von erklärter Gegnerschaft, Feindschaft u.ä. liegen. In ihnen kommt zunächst und vor allem der Wille zur Aufrechterhaltung sozialer Distanz zum Ausdruck. Es stellt damit auch keinen Widerspruch dar, wenn etwa in Bezug auf Menschen mit Behinderungen oder soziale Randgruppen von Abgrenzungsinteressen die Rede ist (im Sozialraum und in Leistungskontexten wie der Schule), gleichzeitig aber auch ‚Mitleid‘ geäußert wird, eine Emotion oder Grundeinstellung, der im Rahmen der anderen genannten Ablehnungshaltungen keinerlei Bedeutung zukommt. Qualitativ anders stellt sich das Bild dar, wo es um den Typus des bewussten ‚Arbeits- und Leistungsverweigerers‘ geht; allerdings bleibt diese Figur letztlich abstrakt. Sie lebt weniger von konkreten Erfahrungen als maßgeblich von medial er-

zeugten Bildern, die von den Jugendlichen rezipiert werden. Gemeinsam unterscheiden sich diese Ablehnungsfacetten von den bislang genannten an einem zentralen Punkt: sie entfalten sich weniger in einem Dualismus von Eigen- und Fremdgruppe, sondern sie beziehen sich in erster Linie auf die eigene Person und hier auf Fragen der aktuellen und zukünftigen Lebensgestaltung. ‚Underperformer‘ stehen dabei symbolisch für Optionen des Scheiterns und des Aufgehaltenwerdens, für Schwäche und das Risiko gesellschaftlichen Versagens. Sie stellen also nicht das ‚ganz Andere‘ da, sondern etwas, das prinzipiell auch einem selbst drohen kann. Das Distanzstreben setzt in diesem Sinne darauf, sich sozial abzugrenzen und auch darauf, in der Gestaltung der eigenen Geschichte nicht von ‚Schwächeren‘ eingeschränkt zu werden. Es folgt also im Kern weniger kulturellen Tradierungen als der recht modernen Logik unternehmerischer (und einzelner) Subjekte im Wettbewerb.

6. „Ekel“ ... „Angst“ ... „kämpfen wegen den gleichen Situationen wie wir“

Bereits angedeutet wurde an verschiedenen Stellen, dass Ablehnungshaltungen spezifische Schließungspunkte besitzen. Sie greifen zurück auf bestimmte Prägnanzen, die die eigene Wahrnehmung vorstrukturieren. Sie entfalten ihre Dynamik und Relevanz aber schließlich in Alltagserfahrungen in jugendtypischen Kontexten, zum einen in jugendkulturellen Selbst- und Fremdstilisierungen, zum anderen in territorialen Konflikten zwischen Jugendgruppen. Für sich genommen können die hier stattfindenden Praxen nicht per se als Ausdruck pauschalisierender und mit Abwertungen verbundener Ablehnung begriffen werden. Sie bieten aber in vielen Fällen den Rahmen und die Deutungsfolie, um solche Haltungen zu mobilisieren und zu legitimieren. Für unsere Fragestellung relevant werden *stilbezogene und territoria-*

lisierende Ablehnungshaltungen, wenn sie sich mit einem oder mehreren anderen Feldern und Ablehnungsadressierungen verbinden, wobei es dem Charakter solcher Konstellationen entspricht, dass Ursache und Wirkung kaum genau unterschieden werden können bzw. die Faktoren in einem sehr beweglichen Verhältnis zueinander stehen. Vier Punkte können in diesem Zusammenhang herausgestellt werden. Zum Ersten zeigt sich, dass bestimmten Jugendkulturen (etwa Punks) vielfach mit „Angst“, auch mit „Ekel“, allerdings nicht unbedingt feindselig und abwertend begegnet wird. Entsprechende Stilfiguren können, und hier schließen solche Haltungen an das vorher genannte Feld an, symbolisch für ein bewusstes Ausscheren aus gesellschaftlichen Leistungs- und Konformitätserwartungen betrachtet werden. Man begegnet ihnen aus diesem Grund mit Kontaktvermeidung, also sozialer Distanziertheit. Zum Zweiten können andere Stilgruppen ihren angeblichen Charakter auch auf ganz andere Weise und mit anderen Folgen erhalten. So baut sich an der vielfach abgelehnten Figur des mit HipHop-Kultur in Verbindung gebrachten ‚Gangsters‘ eine komplexe Assoziationskette auf, deren Glieder sowohl natio-ethno-kulturelle Markierung (als ‚Türken‘), archaische Markierung (als männliche ‚Macker‘) als auch soziale Markierung (als ‚Asis‘) sein können und deren Geltungskraft im Alltag auch erfahrbar ist. Es findet in diesem Fall eine umfassende politische Aufladung dieser Stilfiguren statt. Zum Dritten wird gleichzeitig deutlich, dass die derart Etikettierten dem Etikett in verschiedener Hinsicht nicht entsprechen so wie auch, dass die Etikettierenden selbst keinesfalls per se ‚ganz anders‘ sind. Bei einigen Jugendlichen, die selbst zu Cliques gehören, die an Konflikten beteiligt sind, wird deutlich, dass entsprechende Etikettierungen oft dazu dienen, von der Verfasstheit der eigenen Clique nicht sprechen, sich für das eigene Verhalten damit auch nicht rechtfertigen zu müssen. Zum Vierten schließlich fällt auf, dass Abwertungen in

diesen oft besonders gewalttätig aufgeladenen Szenarien eine hohe Bedeutung zukommt. Allerdings stehen dabei Gesten und Praxen situativer Abwertung im Vordergrund, während die Jugendlichen selbst in einer Gesamtbetrachtung durchaus Ähnlichkeiten zwischen sich und den jeweils anderen feststellen – sei es, weil sie alle gleichermaßen Respekt einfordern, sei es, weil sie sich gemeinsam in einem männlichen Wettbewerb um Raum und Mädchen befinden, in diesem Sinne eher Interaktionspartner und Gegner als Feinde sind.

Bedeutungen und Zusammenhänge

Im Gesamtbild kann als erstes gesagt werden: Ablehnungshaltungen bei Jugendlichen besitzen hinsichtlich ihrer Entstehung, ihres Verlaufs und ihrer Relativierung eine hohe Beweglichkeit. Sie sind *fluide* und entsprechen in ihrem Auf- und Abbau damit auch den Dynamiken jugendlicher Lebensgestaltung und Identitätsbildung. Sie besitzen zudem *situations- und kontextabhängige Relevanz*, das heißt, sie verweisen auf Konfliktodynamiken, auf Gruppenprozesse sowie oft auch auf ein gemeinsames Aufgreifen aktueller gesellschaftlicher Ereignisse und Debatten und ihren medialen Spiegelungen. Sie sind schließlich *prozesshaft*. Ablehnungshaltungen bauen auf einem Fundament vorgängiger sozialisatorischer Erfahrungen und Prägungen auf, werden durch neue Erfahrungen, Erfahrungsdeutungen und Prägungen geformt, und genauso auch wieder verändert.

Zum Zweiten zeigen die Befunde, dass Ablehnungshaltungen unterschiedliche Niveaus annehmen können. Sie sind a) nicht automatisch mit Ungleichwertigkeitsvorstellungen und Abwertungen verbunden. Sie können b) graduell klassifizierend angelegt sein oder als kategoriale Klassifizierungen prinzipielle Andersartigkeit betonen (vgl. Neckel/Sutterlüty 2005) oder sie können – dies ist meist der Fall – diese bei-

den Klassifikationsmuster variieren, und damit je nach Situation und Bedarf so oder so ausfallen. Sie kommen schließlich c) auf sehr unterschiedliche Weise zum Ausdruck: verbal etwa in Distinktionen, Aversionen, Ressentiments, Stereotypisierungen, Vorurteilen, Abwertungen, Feindlichkeiten, praktisch zum Teil in Diskriminierungen, zum Teil aber auch nur in Abstandnahmen und Kontaktvermeidungen. Zu vergessen ist schließlich d) nicht, dass sich Ablehnungshaltungen vielfach in (gruppen)spezifischen Jargons ausdrücken, so dass im Einzelfall das Mischungsverhältnis zwischen verfestigten Ablehnungshaltungen und bloßen Anpassungen an Gruppennormen und -loyalitäten zu klären ist.

Zum Dritten erscheint es sinnvoll, das Zusammenspiel von einzelnen Ablehnungshaltungen von ihren jeweiligen sozialen Repräsentationen aus zu denken statt von einer „Ideologie der Ungleichwertigkeit“ auszugehen, über die alle Facetten gleichgewichtet miteinander verbunden werden. Das heißt auch: es existieren je nach Person, ihrer Situation und Perspektive unterschiedliche Konstellationen und Begründungsketten von Ablehnungshaltungen.

In der Studie finden sich auf der einen Seite homologe (also gleichsinnige) Zusammenhänge von Ablehnungshaltungen, die durch ein bestimmtes Repräsentationsmuster strukturiert werden, dessen Kern erkennbar Ungleichheits- bzw. Ungleichwertigkeitsannahmen sind.

- Gerade in der Haltung gegenüber Jugendlichen, die als „Türken“ und zuweilen als „Südländer“ bezeichnet werden, werden vielfach enge Verbindungen zwischen natio-ethno-kulturellen Ablehnungskonstruktionen, eigenen Reklamationen von Etabliertenvorrechten und Hierarchisierungen sichtbar, die zudem auf einen minderen sozialen Status der Betroffenen verweisen. Charakteristisch ist auch, dass solche

Ablehnungen oft vom Bild dominant auftretender junger Männer ausgehen und dann ihre pauschalisierende Erweiterung erfahren. Peer-kulturelle Konflikte fungieren dabei oft als Anlassgeber und Verstärker für die Mobilisierung solcher Haltungen.

- Derartige Ablehnungskonstruktionen werden in manchen Fällen legitimato- risch unterfüttert mit einer Kritik ge- genüber ‚archaischen‘ Geschlechterbil- dern. Dabei wird zum Teil allerdings auch deutlich, dass das aufgerufene Ge- genbild einer ‚modernem‘ Ordnung der Geschlechter keinesfalls den Erfah- rungen der entsprechenden Jugendli- chen in ihren Alltagsbezügen entspre- chen muss. Die Kritik an ‚den Anderen‘ besitzt oft also auch Züge einer projek- tiven Übertragung.
- An diese Perspektive schließen sich für manche Jugendliche logisch Ableh- nungshaltungen gegenüber ‚dem Islam‘ an, der als Inbegriff archaischer Lebens- gestaltung markiert wird. Dieses Bild bleibt allerdings abstrakt, insofern diese Vorstellung weniger durch bewusste Er- fahrungen mit Muslimen abgesichert wird als durch Verknüpfung von Negativerfahrungen mit migrantischen Peers und gesellschaftlich-medial er- zeugten Bildern der Andersartigkeit.
- Insbesondere bei männlichen Jugend- lichen zeigt sich in einer Reihe von Fällen ein enger Zusammenhang zwi- schen Heterosexismus, dem Anspruch patriarchaler Kontrolle und der Neigung, Konflikte mit Gewalt zu lösen, die sie auch in entsprechende Gruppen und Konfliktszenarien führt, in denen diese Haltungen immer wieder re-aktualisiert werden.

Auf der anderen Seite finden sich heterolo- ge (als in sich nicht stimmig erscheinende) Konstellationen, in denen einzelne Hal- tungsfacetten nur vage oder auch wider- sprüchlich miteinander verbunden sind.

- Ein Beispiel dafür bieten antisemitische

Haltungen bei (männlichen) Jugendli- chen aus muslimisch-,migrantischen‘ Familienkontexten. Bei ihnen findet sich der oben schon erwähnte Zu- sammenhang zwischen Männlichkeits- bild und Heterosexismus und Sexismus, der es bspw. nahelegt, dass Problemlö- sungen eher in der Terminologie des Kampfes als des Diskurses gesucht wer- den, Aspekte des ‚Sich Beweisen Müssens‘ und des dafür notwendigen Zusammenhalts groß geschrieben wer- den. Kaum zu übersehen ist gleichzeitig, das antijüdische und antisemitische Narrative sich bei ihnen auch speisen aus innerfamiliären Verstehenskonven- tionen und einer besonderen, durch Medienrezeption bestärkten, Aufmerk- samkeit für entsprechende Konflikte auf der Welt. Im Gesamtbild allerdings werden ihre zwischen Israelfeindschaft und Antisemitismus durchweg schwan- kenden Haltungen auch immer wieder kontrastiert durch den Umstand, dass sich von pauschalisierenden natio- ethno-kulturellen Ablehnungen gleich- zeitig abgegrenzt wird und Werte wie Egalität und soziale Gerechtigkeit als generell bedeutsam herausgestellt wer- den.

- Auch antimuslimische Haltungen können ‚inkohärent‘ aufgebaut sein. Dies ist dort der Fall, wo sich in der Be- gründung zwar auf Religion bzw. Reli- giosität bezogen werden, praktisch aber vor allem die wahrgenommene ‚Archaik‘ des betrachteten Phänomens verhan- delt wird. Hierbei werden auch Bezüge zu natio-ethno-kulturellen Differenz- konstruktionen hergestellt. Da die Rea- lität der Jugendlichen aber natio-ethno- kulturell divers ist (und keinesfalls nur ‚schlechte‘ Erfahrungen enthält), kann diese Differenzkonstruktion nicht um- fassend gültig werden, sondern fo- kussiert letztlich stets auf bestimmte, sowohl als ‚rückständig‘ als auch als ge- walttätig etikettierte Teilgruppierungen. Selektivität und Pauschalität prägen

zwar auch diese Haltung, allerdings auf einem Niveau, das Differenzierungen zulässt.

- Ein drittes, daran anschlussfähiges Beispiel kreist um Vorstellungen eines abzulehnenden sozialen ‚underperformings‘. Wie sich zeigt, schafft der starke Bezug auf Leistungserbringung und gesellschaftliche Konformität bei vielen Jugendlichen gerade keine Basis für essentialisierende Gruppenvergleiche (zwischen „uns und „denen“). In ihm drückt sich vielmehr Individualisierung aus. Ein starker Bezugspunkt ist damit auch die relative stark entwickelte Akzeptanz von Differenz, sofern diese nicht als „sozial schädlich“ interpretiert wird. Bei diesen Jugendlichen treten Differenzierungen entlang natio-ethno-kultureller Etikettierungen (sowie auch andere, gegen Differenz gerichtete Ablehnungen) stark in den Hintergrund, während ökonomische Nützlichkeits-Aspekte in den Vordergrund treten. Aus dieser, vor allem soziale Konformität hoch haltenden Haltung ergeben sich schließlich auch keine offensiv ablehnenden Praktiken, sondern vor allem Desinteresse.

An die Darstellung anschließend stellt sich die Frage nach den spezifischen Erfahrungshaushalten der Jugendlichen. Greift man hier auf den Repräsentationsbegriff zurück, so muss zunächst noch einmal daran erinnert werden, dass die Jugendlichen einen Teil ihrer Prägungen in der Familie erhalten, sei es durch die spezifischen Strukturen, in denen sie aufwachsen, sei es in Form der Vermittlung von Werten, Weltbildern, Handlungsmustern und auch elterlichen Erwartungen hinsichtlich Anpassung und Erfolg. Wie relevant diese Prägungen im Kontext der Herausbildung von Ablehnungshaltungen sein *können*, zeigt sich – abgesehen von stilbezogenen Ablehnungen – in jeder der genannten Facetten.

Diskriminierungserfahrungen sind demgegenüber auf einer anderen Ebene anzusie-

deln. Dabei ist zu beachten: Diskriminierungen mögen objektiv erfassbar sein, sie erlangen soziale Bedeutung aber erst, wenn sich Personen als Betroffene sehen und ihre Lage auf eine bestimmte Weise interpretieren, also wenn sie sich erstens diskriminiert sehen und zweitens bestimmen, welchen Aspekten ihrer Identität die Diskriminierung gilt. Hinzukommt: Diskriminierungen können selbst oder fraternal (also als Diskriminierung der Eigengruppe, der man sich zuordnet) erlebt werden. Diskriminierung ist damit stets sowohl Erfahrungsrahmen als auch Deutungsfolie und Erzählung. Wie sich auch in unserer Studie zeigt, stammen Teilstücke, die ein solches Narrativ attraktiv oder bedeutsam machen aus dem Kontext familiärer Sozialisation. Die Entfaltung und Konturierung eines Diskriminierungserlebens findet jedoch in der Jugendphase, festgemacht an gesellschaftlichen Erfahrungen, kommunikativ stark vermittelt in Peer-Zusammenhängen, statt.

Von engen, womöglich noch kausalen Zusammenhängen zwischen einem bestimmten Diskriminierungserleben und einem darauf direkt bezogenen Aufbau von Ablehnungshaltungen kann dabei keine Rede sein. Am direktesten noch zeigen sich solche Zusammenhänge bei Jugendlichen ohne ‚Migrationshintergrund‘, die ihre Ablehnung von (bestimmten Gruppen von) ‚Ausländern‘ oft genau damit begründen, dass sie im schulischen Kontext und im öffentlichen Raum unter deren dominantem Verhalten zu leiden haben und sich selbst in der Minderheit sehen und als machtlos erfahren. Zumeist ist eher typisch, dass bestimmte Erfahrungen entweder als Diskriminierung gedeutet werden, *ohne* dass daraus pauschalisierende Ablehnungen entstehen oder dass Ablehnungshaltungen einen kompensatorischen Charakter annehmen. Diskriminierungserleben dient hier zwar zuweilen der legitimatorischen Unterfütterung der eigenen Haltung, die Bezüge bleiben aber in doppeltem Sinne abstrakt, weil offen bleibt, worin genau die Diskriminierung durch ‚die Anderen‘ be-

steht und in welchem Maße man persönlich davon betroffen ist. Ersteres findet sich in deutlicher Form im Kontext der Betroffenheit von Sexismus. Dieser wird in zum Teil starken Maße von den interviewten Mädchen erlebt; daraus folgen allerdings entweder konformistische Anpassungen, die auch helfen, ein solches Erleben zu neutralisieren oder – weitaus häufiger – Versuche, sich in solchen Erfahrungszusammenhängen (emanzipativ) zu behaupten. Im selben Themenfeld kommt allerdings auch zweites vor, nämlich die Projektion sexistischen Verhaltens auf eine bestimmte Outgroup während strukturähnliches Verhalten in der Ingroup nicht thematisiert wird.

Auf einer anderen Ebene funktionieren zum Teil auch antisemitische Haltungen. Die Jugendlichen, die sich hier besonders nachdrücklich positionieren, berichten von durchaus intensiven Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihres Migrationshintergrundes. Aus ihnen resultieren aber weniger pauschalisierende Ablehnungen von ‚Deutschen‘ als eine kritische Sicht auf die hiesigen Institutionen. Erst in der zunächst auf den Nahost-Konflikt Bezug nehmenden Ablehnung von Juden tritt vor diesen Erfahrungshorizont und seine Deutung das Narrativ der global unterdrückten Muslime, von dem ausgehend dann auch Kritik an der westlichen Welt (als deren Teil man sich eben noch sah) insgesamt formuliert wird.

Nimmt man antisemitische Haltungen, aber auch den bei vielen (männlichen) Jugendlichen tief verwurzelten Sexismus und Heterosexismus und natio-ethno-kulturelle Ablehnungen, so zeigt sich, dass neben Erfahrungen direkter Diskriminierung der Blick auch gerichtet werden muss

- auf allgemeine Status- und Strukturbedingungen,
- auf die soziale Lage der Jugendlichen,
- auf einen gesellschaftlichen Vereindeutigungsdruck, dem gerade Jugendliche mit ‚Migrationshintergrund‘ ausgesetzt

sind und auf einen oft hohen, aus den Familien stammenden Erwartungsdruck, insbesondere in Bezug auf Konformität

- sowie schließlich auch auf Narrative und Tradierungen, die die Jugendlichen in der Erwachsenenwelt vorfinden und ggf. nutzbar machen.

Perspektiven pädagogischer Praxis

Wenn etwas subjektiv Sinn ergibt, und dies tun Ablehnungshaltungen, dann hat dies Konsequenzen für die konzeptionelle Ausrichtung pädagogischer Praxis, die sich der Auseinandersetzung mit solchen Haltungen stellen will.⁶

Deutlich wird auch an unseren Befunden, dass es hier nicht genügt, sich auf systemische Aspekte zu konzentrieren, also etwa beruflich zu integrieren. Zwar gehen mit systemischen Integrationserfahrungen individuelles Diskriminierungserleben und Konfliktintensitäten zurück. Es zeigt sich aber gleichzeitig auch, dass die Geltungskraft von Narrativen fraternaler Diskriminierung davon genau so wenig berührt wird wie allgemeine Ansichten und grundlegende Wertorientierungen.

Für pädagogisches Handeln ergibt sich daraus die Notwendigkeit, *nicht nur neue Erfahrungen zu ermöglichen, sondern die Art der Erfahrungsverarbeitung in den Blick zu nehmen*. Sehr kurz lassen sich hier fünf (Ansatz)Punkte anführen:

⁶ Die Ausführungen beziehen sich auf die Erfahrungen im Projekt ‚Rückgrat!‘ (2013-2017). In diesem Wissenschaft-Praxis-Transferprojekt wurden gemeinsam mit sechs Kooperationspartnern aus der Offenen Jugendarbeit, der aufsuchenden Jugendarbeit und der Jugendbildungsarbeit in vier Bundesländern insgesamt rd. 25 Angebote zur Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus und gruppierungsbezogenen Ablehnungen entwickelt, umgesetzt und evaluiert (siehe dazu bislang Projektgruppe ‚Rückgrat!‘ 2017)

Es bietet sich erstens an, Lernräume auszuweiten, (außer)schulische Bildungsvermittlung noch stärker erfahrungs- und erlebensorientiert zu gestalten und dabei sowohl lokale als auch globale ‚Erfahrungsräume‘ einzubeziehen.

Zweitens geht es darum, Selbstwirksamkeitserfahrungen zu ermöglichen und einen Raum für (alternative) Prozessierungen von Identität zu schaffen.

Es bietet sich drittens an, die genannten Fragmentierungen und ‚Widersprüche‘ in der Praxis aufzugreifen und darüber Ambivalenz erlebbar zu machen.

Da nicht immer, aber in vielen Fällen Fremdheit einen wichtigen Bezugspunkt für Ablehnungshaltungen darstellt, können pädagogische Angebote viertens auch darauf setzen, Gemeinschaftserfahrungen zu schaffen, die quer zu den bestehenden Wir-Die-Konstellationen liegen.

Da ein erheblicher Teil von Ablehnungshaltungen und -begründungen auf Rollenbilder und -selbstverständnisse verweist, besteht fünftens weiterhin Bedarf an pädagogischen Ansätzen, in denen die Prozesse des ‚doing gender‘ gezielt bearbeitet werden.

Literaturverweise

Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2002-2012): Deutsche Zustände, Folge 1-10. Frankfurt a.M. – Berlin: Suhrkamp.

Mansel, Jürgen/Spaiser, Viktoria (2013): Ausgrenzungsdynamiken. In welchen Lebenslagen Jugendliche Fremdgruppen abwerten. Weinheim – Basel: Beltz Juventa.

Möller, Kurt/Schuhmacher, Nils (2015): Eckpunkte und Elemente eines landesweiten Aktionsplans gegen Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF) in Baden-Württemberg. Expertise im Rahmen des „Zukunftsplan Jugend“. Stuttgart: Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren. Online verfügbar unter: https://sozialministerium.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-sm/intern/downloads/Downloads_Kinder-Jugendliche/ZPJ_Expertise-GMF_Sept_2015.pdf

Möller, Kurt/Grote, Janne/Nolde, Kai/Schuhmacher, Nils (2016a): „Die kann ich nicht ab!“ Ablehnung, Diskriminierung und Gewalt bei Jugendlichen in der (Post-)Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS.

Dies. (2016b): Mit KISSES gegen PAKOs – Wie die pädagogische Praxis mit pauschalisierenden Ablehnungshaltungen umgehen kann. In: deutsche jugend, 9, 387-397.

Neckel, Sighard/Sutterlüty, Ferdinand (2005): Negative Klassifikationen. Konflikte um die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Heitmeyer, Wilhelm/Imbusch, Peter (Hg.): Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft. Analysen zu gesellschaftlicher Integration und Desintegration. Wiesbaden: VS, 409-428.

Projektgruppe ‚Rückgrat!‘ (2017): Mit Rückgrat gegen PAKOs! Eine Step by Step-Anleitung für die Jugendarbeit zur Gestaltung und Selbstevaluation von Angeboten gegen Pauschalisierende Ablehnungskonstruktionen. Broschur. Esslingen.

Scherr, Albert (2010): Diskriminierung und soziale Ungleichheiten. Erfordernisse und Perspektiven einer ungleichheitsanalytischen Fundierung von Diskriminierungsforschung und Antidiskriminierungsstrategien. In: Ders./Hormel, Ulrike (Hrsg.): Diskriminierung. Grundlagen und Forschungsergebnisse. Wiesbaden: VS, 35-60

Anschrift des Autors

Dr. Nils Schuhmacher
Universität Hamburg
Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Kriminologische Sozialforschung
Allende-Platz 1
20146 Hamburg
E-Mail: nils.schuhmacher@uni-hamburg.de